LUTZ C. KLEVEMAN

SMYRNA IN FLAMMEN

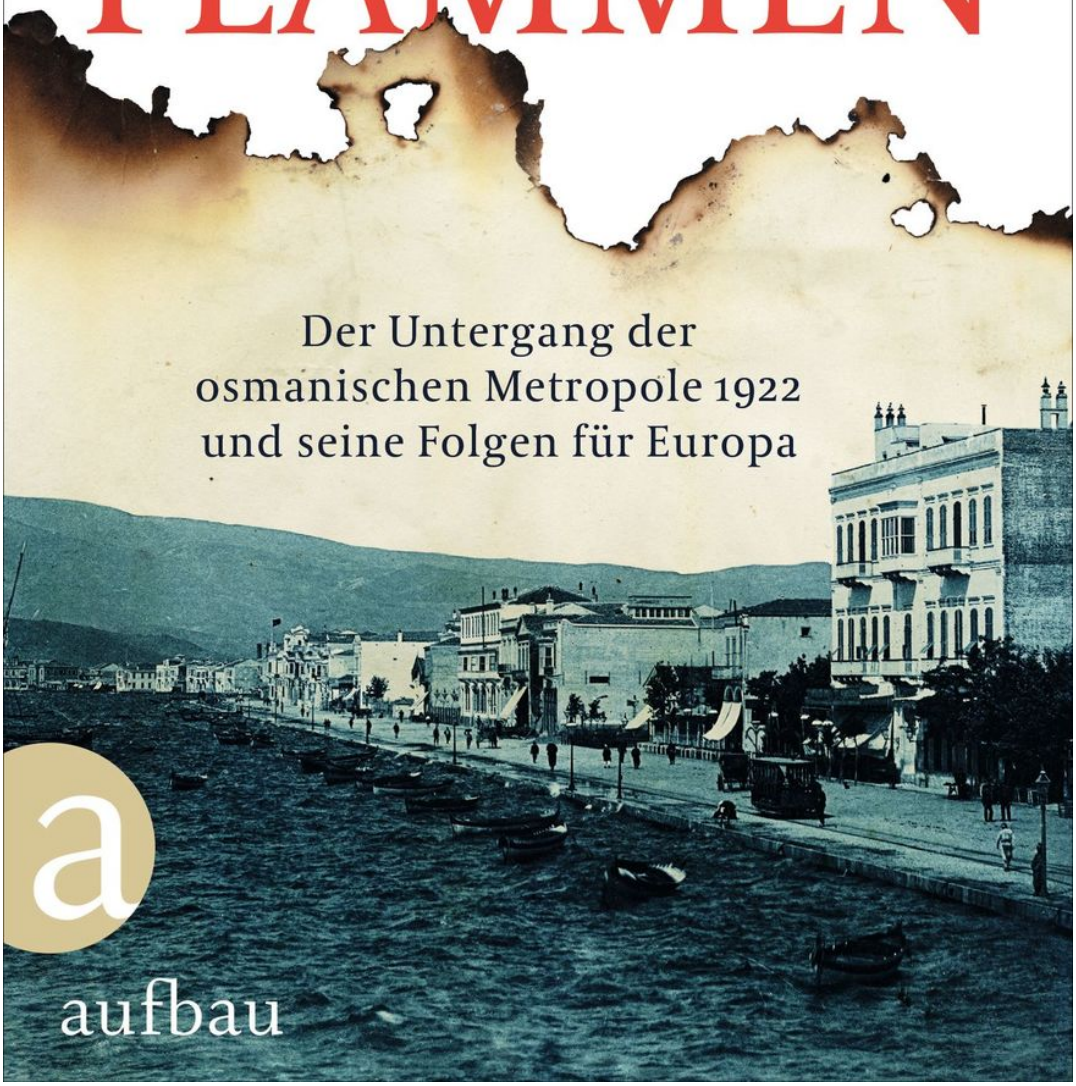
Der Untergang der osmanischen Metropole 1922 und seine Folgen für Europa

aufbau

LUTZ C. KLEVEMAN

SMYRNA IN FLAMMEN

Der Untergang der osmanischen Metropole 1922 und seine Folgen für Europa



aufbau

Über das Buch

Eine vergessene Katastrophe jährt sich 2022 zum hundertsten Mal: der Brand von Smyrna, dem heutigen Izmir an der türkischen Westküste. Was diese einmalige osmanische Metropole ausmachte und wie es zu ihrer Zerstörung kommen konnte – davon handelt Lutz C. Klevemans neues Buch.

In der reichen und kosmopolitischen Handelsstadt Smyrna, der »Perle der Ägäis«, lebten einst Menschen aus aller Welt zusammen. Ihr Ende kam abrupt, als die nationalistischen Truppen Mustafa Kemals die Stadt im September 1922 niederbrannten und tausende nicht-türkische Bewohner massakrierten.

In einem gigantischen Bevölkerungsaustausch wurden danach fast zwei Millionen Christen und Muslime gewaltsam aus ihrer Heimat vertrieben und zwangsumgesiedelt – was als Vorbild für die ethnischen Säuberungen und Deportationen im Europa des 20. Jahrhunderts dienen sollte.

Hundert Jahre später reist Kleveman nach Izmir und auf die vorgelagerten griechischen Inseln, um nach Überresten und Zeugnissen des untergegangenen Smyrnas zu suchen. In seinen Begegnungen mit Menschen wird deutlich, wie stark die Katastrophe von 1922 noch heute nachwirkt, auch in der gegenwärtigen Flüchtlingskrise.

»Kleveman versteht es, ein Geschichtspanorama zu entfalten.« NDR Kultur über »Lemberg«

Über Lutz C. Kleveman

Lutz C. Kleveman, geboren 1974, hat Französische Literatur in Aix-en-Provence und Internationale Geschichte an der London School of Economics (LSE) studiert. Als Journalist hat Kleveman für Die Zeit, Spiegel Online, Newsweek und den Daily Telegraph geschrieben. Er ist Autor mehrerer historisch-politischer Reisebücher, u.a. von »The New Great Game« (2003), »Kriegsgefangen« (2011) und »Lemberg. Die vergessene Mitte Europas« (2017).

ABONNIEREN SIE DEN **NEWSLETTER** DER **AUFBAU VERLAGE**

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

https://www.facebook.com/aufbau.verlag

Registrieren Sie sich jetzt unter:

http://www.aufbau-verlage.de/newsletter

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Lutz C. Kleveman

Smyrna in Flammen

Der Untergang der osmanischen Metropole 1922 und seine Folgen für Europa

aufbau digital

Inhaltsverzeichnis

Titelinformationen

Informationen zum Buch

Newsletter

Widmung

Motto

Prolog

I: Freie Insel

II: Verbrannte Erde

III: Osmanische Kosmopolis

IV: Fluide Levante

V: Junge Türken

VI: Massakriertes Chios

Interludium

VII: Nationale Ideen

VIII: Brennendes Smyrna

IX: Humane Helden

X: Austauschbare Menschen

XI: Entmischtes Land

XII: Offenes Meer

Epilog

Anmerkungen

Literatur

Sachregister

Personenregister

Bildnachweis

Danksagung

Bildteil

Impressum

Wer von diesem Buch begeistert ist, liest auch …

für
Maria und Burcu und Sandra

»Es ist wie wenn sich’s fügt
Und eines Nachts die Stadt du
Betrittst, die dich aufgezogen,
Die sie dann ganz zerstört und wieder aufgebaut
So, dass du dich mühst und andre Zeiten einsetzt
Dich wiederzufinden …«
GIORGOS SEFERIS, IONISCHE REISE

Prolog

Die ersten Stadtlichter gehen an.

Soeben ist die Sonne abgetaucht, einige Wolken färben sich glutrot. In der Ferne sind die peloponnesischen Berge zu sehen.

Seit einigen Monaten wohne ich nun schon im Cavo d’Oro. Das Hotel schien mir ein guter Ort zu sein, um dieses Buch zu schreiben. Mein Zimmer hat einen Blick über die weite Hafenbucht von Piräus und die Schiffe, die auf das Ägäische Meer hinausfahren oder zurückkehren.

Das Cavo d’Oro hat schon bessere Zeiten gesehen, die Lobby ist eine Zeitmaschine in die späten 1960er Jahre: hölzerne Telefonkabinen, Pushdown-Aschenbecher auf den Tischen, Seeschlachten-Ölgemälde und die royale Ecke, wo gerahmte Porträts griechischer Könige hängen.

»Unsere Glorreichen«, wie Hoteldirektor Giorgos sie nennt, wobei er die Bilder gerne mit etwas Parfüm besprüht.

Es sind nicht mehr viele Gäste da. Selbst einige der Langzeit-Bewohner haben das Hotel inzwischen verlassen. Auch meine Nachbarin, eine pensionierte Prostituierte, die mir im Fahrstuhl immer Süßigkeiten anbietet, habe ich seit Tagen nicht mehr gesehen.

Die Pandemie hat jetzt auch Griechenland erreicht. Viele Fähren wurden heute eingestellt, um die Inseln länger virusfrei zu halten, wie es heißt. Still und wellenlos liegt die Bucht da, nur einige Frachter sind noch unterwegs.

Piräus ist der letzte große Hafen an Europas poröser südöstlicher Grenze. Es ist kaum fünfzig Jahre her, als das Mittelmeer noch offen war, da kamen Passagierschiffe aus allen großen mediterranen Hafenstädten in Piräus an: aus Alexandria, aus Triest, aus Algier, aus Marseille, aus Istanbul und Beirut.

Und aus Izmir, dem alten Smyrna.

In der Schuldenkrise hat ein chinesischer Staatskonzern den Hafen gekauft. Er gehört nun zur neuen Seidenstraße, mit der China seine Produkte noch stärker in den europäischen Markt drücken will.

Freihandel ist in Europa willkommen, der freie Zug von Menschen weniger. Nur wenn die Flüchtlingslager auf den ägäischen Inseln total überfüllt sind, bringt man eine Schiffsladung Frauen und Kinder über Piräus ans Festland.

Gestern wurden alle Bars in Piräus geschlossen, darunter auch meine Stammlokale, das King George und das Beluga. Nur die Kirchen sind weiter geöffnet, damit die Menschen beten können.

Ich ziehe mir ein Jackett über und gehe zum einzig verbliebenen Ort für gute Drinks: der Veranda, unserer Hotelbar.

»Immer noch hier?«, begrüßt mich Daphne, die junge Barfrau, und stellt mir ein Mythos-Bier auf den Tresen. »Es gibt Gerüchte, dass bald eine Ausgangssperre verhängt wird.«

Mit dem offenen Blick aufs Meer, den alten Holzsäulen und Rattan-Stühlen verströmt die Veranda den vagen Charme einer Kolonialvilla. Ich bin der einzige Gast. Aus ihrer Handtasche kramt Daphne einen Lippenstift und Mascara hervor, um sich im großen Spiegel hinter den Flaschenregalen zurechtzumachen. Sie ist Deutschgriechin, ihre Eltern haben sich in West-Berlin kennengelernt, auf einer Anarchisten-Demo in den 1980er Jahren. Drei Wochen später zogen sie zusammen nach Piräus.

»Meine Großeltern waren geschockt, als sie den deutschen Punker mit Irokesen-Schnitt sahen«, sagt Daphne grinsend. Als sich ihre Eltern einige Jahre später wieder trennten, kehrte der Vater nach Deutschland zurück. Daphne hat ihn lange nicht gesehen. »Er ist noch immer Punker und hat einen Job, in dem er marxistisch-leninistische Werke digitalisiert.«

Darüber müssen wir beide lachen.

»Was hat dich eigentlich nach Griechenland verschlagen?«

»Ach, ich bin damals hergekommen, um über die Flüchtlingslager zu berichten«, antworte ich. »Die Balkanroute und so.«

Skeptisch sieht sie mich an: »Keine privaten Gründe, keine Frau?«

»Nun ja, höchstens eine Frau, die mich verlassen hatte.«

»Aha, dann warst Du selbst auf der Flucht.«

»So ähnlich«, sage ich ausweichend. »Jedenfalls bin ich dabei auf eine andere Geschichte gestoßen: den großen Brand von Smyrna im September 1922, der damals eine riesige Flüchtlingswelle auslöste.«

»Ich weiß«, entgegnet Daphne ernst. »Meine Großeltern sind damals aus Smyrna geflohen. Halb Athen wurde für kleinasiatische Griechen erbaut. In den Hafenbars von Piräus hört man manchmal noch das *Smyrneika,* den typischen Gesang von dort.«

»Smyrna muss eine faszinierende Stadt gewesen sein, extrem kosmopolitisch«, fahre ich fort. »Menschen aus aller Welt lebten da zusammen, lauter verschiedene Kulturen und Religionen, wie heute in London oder New York. Vielleicht war Smyrna die erste wirklich globale Stadt.«

»Bis man sie niedergebrannt hat.«

»Ja, bis zum großen Feuer, ein furchtbares Verbrechen mit Zehntausenden Toten. Und Europa hat tatenlos zugesehen. Unfassbar, was damals alles geschehen ist. Darüber schreibe ich gerade.«

Daphne schenkt mir ein weiteres Bier ein und macht sich selbst eins auf. Die Veranda hat lange geöffnet, wir haben

einige Stunden vor uns.

»Dann bist du nach Smyrna gereist, also nach Izmir?«

»Ja, mit der Fähre aus Piräus, vor einem Jahr.«

»Und was hast du gefunden?«

»Eine irre Geschichte.«

»Erzähl mir alles.«

I

Freie Insel

Die Fähre legte spätabends ab.

Mit schwarz qualmendem Schornstein fuhren wir aufs Meer hinaus, selbst auf dem Oberdeck waren die Schiffsmotoren zu spüren. Die Luft wurde kühler, es roch nach Dieselruß und Tang. Möwen kreischten.

Ich stand an der Reling und blickte abwechselnd in den Heckstrudel und zurück auf das nächtliche Athen. Die angestrahlte Akropolis lag wie eine Insel im grauen Häusermeer, vom Bergrücken des Hymettos dunkel überragt. Je weiter wir uns vom Hafen entfernten, desto mehr schrumpfte der Parthenon zu einem hellen Pünktchen, bis er wie ein Funken verglomm.

Ein letzter fester Außenposten Europas, zumindest einer gewissen Vorstellung von Europa, so kam mir dieses Athen vor, dessen zittriger Lichtschein allmählich am Horizont verschwand.

Dann ging ich zum Schiffsbug und dachte an das Ziel meiner Reise: die Stadt Izmir an der türkischen Westküste, das alte Smyrna.

Allein wie dieser Name klang – fast schon mythisch, wie das versunkene Atlantis. Smyrna, das roch nach Myrrhe, feigenbeladenen Kamelen, Teppichen und dampfenden Wasserpfeifen. Es klang nach einem legendären Hafen, reichen Händlern und orientalischer Erotik. Als »Perle der

Ägäis« wurde die osmanische Vielvölkerstadt einst gepriesen. Ihre griechischen Bewohner sprachen vom *myrovolos Smyrni*, dem süß duftenden Smyrna. Bis ins 20. Jahrhundert hinein lebten hier mehrere Kulturen und Religionen friedlich zusammen: Griechen, Türken, Armenier, Juden, Amerikaner und viele Europäer. Vor allem Engländer, Franzosen und Italiener suchten in dieser einzigartigen Metropole ihr Glück.

Die kosmopolitische Blütezeit der Stadt fand ein furchtbares Ende, als sie im griechisch-türkischen Krieg von 1919–1922 zwischen die Fronten geriet. Nachdem Smyrna im Mai 1919 von den Griechen besetzt worden war, eroberte die türkische Armee die Stadt im September 1922 zurück, steckte sie in Brand und ließ sie fast komplett niederbrennen. In den Flammen kamen in wenigen Tagen Zehntausende Zivilisten ums Leben. Sie verbrannten, wurden brutal massakriert oder ins Wasser getrieben, wo sie massenhaft ertranken. All dies geschah in Sichtweite mehrerer britischer, französischer und italienischer Kriegsschiffe, die vollbewaffnet in der Bucht von Smyrna ankerten. Deren Kommandeure aber intervenierten nicht, sondern sahen dem mörderischen Treiben tatenlos zu.

Das große Feuer von Smyrna war ein unfassbares Kriegsverbrechen. Es verursachte eine Flüchtlingskrise, die Europa nachhaltig verändern sollte. Fast alle überlebenden Christen wurden gewaltsam aus Kleinasien vertrieben,

ebenso alle Muslime aus Griechenland, was zu einem nie dagewesenen Bevölkerungsaustausch führte.

Seitdem sind die schrecklichen Ereignisse der 1920er Jahre weitgehend in Vergessenheit geraten oder wurden totgeschwiegen. Heute aber, fast genau hundert Jahre später, spielte sich in der Ägäis wieder eine große Flüchtlingskrise ab, während Europa erneut von aggressivem Nationalismus zerrissen wurde. Geschichte schien sich zu wiederholen. Es war an der Zeit, einige alte Lektionen hervorzukramen.

Deshalb wollte ich auf meiner Reise nach Izmir herausfinden, wie es zum Brand von Smyrna kommen konnte, was damals genau geschah, und welche Folgen die Tragödie für Europa und die Türkei bis in die heutige Zeit hatte.

Ich versuchte, mir eine Zigarette zu drehen, ohne dass der Fahrtwind den Tabak wegblies. Die attische Küste lag inzwischen weit entfernt. Auch die Möwen, die uns bisher begleitet hatten, flogen zurück. Nur noch das Rauschen der Bugwellen war zu hören. Die Fähre tauchte ein in die Nacht wie ein Raumschiff in das Weltall, in den ägäischen Kosmos, in dem die Lichter der vereinzelten Inseln wie Sterne funkelten.

In Griechenland kann ein Mann sich finden, hat Henry Miller geschrieben. Gerne auch das, dachte ich, denn seit der Trennung glich mein Leben dem ägäischen Archipel –

es schien in tausend kleine Inseln zersprengt, von denen die meisten kahl und felsig waren.

Wenn jede große Expedition auch eine innere Reise ermöglichte, dann hoffte ich, wenn ich ehrlich war, auf dieser Recherchefahrt auch die verstreuten Scherben meines Selbst aufsammeln und neu zusammenfügen zu können. Dafür schien mir die Ägäis ein guter Ort zu sein, ohne dass ich sagen konnte, warum. Vielleicht lag es am Licht, diesem leicht schimmernden, diaphanen Blau, das ein schweres nordisches Gemüt doch aufhellen musste. Was ich suchte, war jedenfalls nicht nur eine Geschichte, sondern eine Erfahrung, die mich wieder mit anderen Menschen verbinden würde.

Ob mir all dies gelingen würde, fragte ich mich, als ich vom Oberdeck in meine Kajüte hinabstieg und mich schlafen legte.

Als ich am nächsten Morgen erwachte und durch das Bullauge blickte, hatten wir bereits die Gewässer vor der türkischen Westküste erreicht. Steuerbords ragten die Berge der anatolischen Landmasse empor. Auf ihren Kämmen drehten sich Windräder, hinter denen bald die Sonne aufgehen würde. Mein Telefon zeigte abwechselnd griechische und türkische Funknetze an. Ich war in das Grenzgebiet zwischen Europa und Asien gelangt.

Die nächtliche Fahrt war ruhig gewesen, flache, langgezogene Wellen hatten mich durch den Schlaf

gewiegt. Seit unserer Abfahrt aus Piräus hatte das Schiff mehrere Inseln angesteuert – erst Syros und andere Zykladen, dann das ostägäische Ikaria und zuletzt Samos. Jetzt fuhren wir auf nördlichem Kurs, der thrakischen Hafenstadt Kavala entgegen.

Ich verließ die Kajüte, um zu den oberen Decks zu gehen. Das Schiff schien erst langsam zu erwachen. Auf den hölzernen Sitzbänken, unter Jacken und dünnen Decken, lagen einige Passagiere, die sich keine Kabine leisten konnten. Karge Besitztümer waren in Plastiktüten verstaut. Kinder schmiegten sich im Schlaf an ihre Mütter, die Väter rauchten eine erste Zigarette. Waren sie Reisende oder Flüchtlinge, fragte ich mich – woher kamen sie, wohin fuhren sie?

Im Dunst vor dem Bug tauchte nun Chios auf, wo ich auf eine kleinere Fähre zur türkischen Küste umsteigen wollte. Die Topographie der Insel war ungewöhnlich: Spitz gezackte Berge ragten steil in den Himmel, wie der Rücken eines schlafenden Drachen. Einige Hänge schienen, so viel war in der Morgendämmerung zu erkennen, mit Eichen und Kiefern bewaldet zu sein, andere waren wie auf den Zykladen kahl und kreidegrau. Im Westen der Insel fielen die Berge ziemlich direkt ins Meer hinab, im Süden und Osten breiteten sich hügelige und üppig grüne Küstenebenen mit vereinzelten Dörfern aus. Am Ufer schienen Obstbäume zu blühen.

Vor meiner Reise hatte ich, ehrlich gesagt, noch nie von Chios gehört. Die Insel, mit etwa 50 000 Einwohnern immerhin die fünftgrößte Griechenlands, war touristisch weit weniger bekannt als ihre ostägäischen Nachbarn Lesbos und Samos. Dabei spielte Chios offenbar lange, da hatte ich mich inzwischen etwas schlaugelesen, eine wichtige Rolle in der europäischen Geschichte. Dank der strategischen Lage auf den Seehandelsrouten zwischen dem westlichen und östlichen Mittelmeer wurde die Insel bereits in der Antike sehr wohlhabend. Aristoteles bezeichnete Chios in der *Politiká* als Heimat von Kaufleuten und Händlern, und der Athener Historiker Thukydides beschrieb die Chioten in seiner *Geschichte des Peloponnesischen Kriegs* als die reichsten aller Griechen, die in ihrer Polis schon früh demokratische Herrschaftsformen ausprobierten und viele Poeten und Philosophen hervorbrachten – der berühmteste war Homer, der im achten vorchristlichen Jahrhundert angeblich auf Chios aufwuchs und dichtete. War die wahre Heimatinsel von Odysseus etwa nicht Ithaka, sondern Chios?

Auch im Römischen Reich wuchs der Wohlstand der Insel weiter. Ein Zeugnis davon waren vier bronzene Prunkpferde, die vermutlich auf Chios hergestellt wurden und weltberühmt werden sollten. Im 5. Jahrhundert ließ man die Quadriga auf kaiserlichen Befehl in die oströmische Hauptstadt Konstantinopel bringen, von wo

katholische Kreuzfahrer sie nach der ziemlich unchristlichen Plünderung der Stadt im Jahre 1204 als Beute nach Venedig verschleppten und sie auf das Hauptportal des Markusdoms stellten. Von dort raubte Napoleon knapp sechs Jahrhunderte später die vier Bronzerösser und ließ sie auf den Pariser Arc de Triomphe platzieren. Nach dem Wiener Kongress kamen sie zurück nach Venedig und blickten fortan wieder von der Loggia dei Cavalli über den Markusplatz, bevor die weitgereisten Originale im Jahre 1977 in das Dommuseum gebracht und durch eher schlichte Kopien ersetzt wurden.

Die *Naturalis Historia*, die Naturkunde-Enzyklopädie des römischen Gelehrten Plinius des Älteren (23–79 n. Chr.), enthält eine schöne Passage über Chios und die Herkunft des Inselnamens: Einer Legende nach lebte hier einst eine bezaubernde Nymphe, deren Haut so weiß war, dass sie Chióni genannt wurde, was im Altgriechischen so viel wie Schnee bedeutete. Dank dieser Legende standen die Chiotinnen im Ruf, zu den schönsten Frauen des Römischen und später des Byzantinischen und des Osmanischen Reichs zu gehören.

Neben dem Seehandel und einem großen Sklavenmarkt verdankte die Insel ihren fabelhaften Reichtum vor allem einem Produkt, das es weltweit nur auf Chios gab: dem Mastixharz. Die Büsche dieser Pistazienart wuchsen an diversen Orten auf der Erde, aber aus bislang nicht völlig

erforschten Gründen schied ihre Rinde nur im Süden von Chios einen harzigen Saft aus. Schon in der Antike wurde er als medizinisches und kosmetisches Wundermittel entdeckt und von Chios aus in die entlegensten Mittelmeerhäfen verkauft. Auch nach der Teilung des Römischen Imperiums im Jahre 395 n. Chr., als Chios an den östlichen Teil und später an das Byzantinische Reich fiel, stieg der Wert von Mastixharz unaufhörlich weiter. Als er im Mittelalter das Niveau von Salz und Silber erreichte, begannen sich die mächtigen Stadtstaaten Venedig und Genua mit Konstantinopel um Chios zu streiten.

Ende des 13. Jahrhunderts übergaben die geschwächten byzantinischen Kaiser die Insel schließlich den Genuesen, auch als Dank dafür, dass sie Konstantinopel von der brutalen Herrschaft der venezianischen Kreuzfahrer befreit hatten. In der Reichshauptstadt, östlich vom Goldenen Horn, kontrollierten die Genuesen bereits den Stadtteil Pera, das heutige Beyoğlu, wo sie eine Zitadelle und den markanten Turm von Galata errichteten. Auf Chios gründeten die neuen Herren die Handelsgesellschaft Maona, deren aristokratische Mafiaclans während der folgenden 200 Jahre über die Insel herrschten. Sie trugen so illustre Namen wie Grimaldi, Adorno, Negroponte, Giustiniani, Scaramanga und Casanova. Unter ihnen entwickelte sich Chios zu einem schwerreichen, katholisch

geprägten Handelsposten, einem Amalgam aus latinischem Westen und byzantinischem Osten.

Der berühmteste Genuese, Christopher Kolumbus, lebte als junger und noch unbekannter Mann in den Jahren 1474 und 1475 ebenfalls auf Chios, um dort von seinen Landsleuten Seefahrt und Navigation zu erlernen. Natürlich entging auch ihm nicht, wie einzigartig und wertvoll Mastixharz war. In einem Brief, den Kolumbus nach seiner Entdeckung Amerikas an den spanischen König Ferdinand von Aragón schrieb, versprach er, von seiner Expedition heimzukehren mit »so viel Gold, wie Er benötigt, und obendrein Gewürze, Baumwolle und Mastix, das sonst nur auf Chios zu finden ist.« Da nahm der Seefahrer den Mund etwas zu voll, denn obwohl Mastixbüsche auch auf Kuba wuchsen und man ihre Rinde kreuz und quer aufritzte, schieden sie keinen Tropfen des begehrten Harzes aus.

Die Osmanen, die sich die Insel im 16. Jahrhundert einverleibten, benannten Chios sinnigerweise in Sakiz Adassi um, Insel des Mastix. Der Wert des Pistazienharzes stieg nun sogar auf Goldniveau, nachdem es sich herumgesprochen hatte, dass Mastix auf Frauen als Aphrodisiakum wirkte. Seitdem verlangten die Sultane selbst nach dem Stoff, um damit ihre Haremsdamen bei Laune zu halten. Die beste Wirkung schien das Harz zu erzielen, wenn es die Gespielinnen über Stunden kauten.

So wurde ausgerechnet an der Hohen Pforte in Konstantinopel das weltweit erste Kaugummi erfunden. Im Gegenzug für die zuverlässigen Lieferungen der Liebesdroge gewährten die Sultane den Chioten einzigartige Privilegien: Sie mussten fast keine Steuern zahlen und durften sich, nur von einer kleinen Garnison türkischer Soldaten bewacht, komplett selbst verwalten. Dazu gehörte das Recht, an Sonntagen die Kirchenglocken zu läuten, was keiner anderen Christengemeinde im gesamten Osmanischen Reich erlaubt war. Auch durften sie weiße Turbane tragen, ein Privileg, das sonst nur Muslimen vorbehalten war.

So nahm es nicht wunder, dass sich auf der Insel großer Wohlstand und unerhörte Freiheitsrechte entfalten konnten. Als der schottische Schriftsteller John Galt im Jahre 1810 mit seinem Dichterfreund und Philhellenen Lord Byron, dessen erster Biograph er werden sollte, durch das östliche Mittelmeer reiste, verschlug es ihn auch nach Chios. Begeistert schrieb Galt über die Insel: »Es ist das Paradies des modernen Griechenlands, produktiver als jede andere Insel und grandioser. Wir fuhren nahe der Stadt entlang, angenehm an ihren Weingärten und Plantagen vorbeisegelnd und würzige Düfte einatmend, die von ihren Felsklippen und Hainen herüberwehten. Die weißen Häuser standen im lebhaften Kontrast zu den Immergrünen, die sie

überschatteten, und schienen wie kleine Paläste inmitten der Zitronenbäume, Limonen, Oliven und Granatäpfel.«[1]

Als zweihundert Jahre später mein Schiff in den Hafen von Chios einlief, leuchtete die dahinter aufragende Bergkulisse im Licht der aufgehenden Sonne. Vom Oberdeck besah ich die um das Hafenbecken gelegene Stadt: Als malerisch war sie nicht zu bezeichnen, die Architektur entlang der Kaimauern war ein verschachtelter Mix aus mehr oder minder modernen Gebäuden, deren Fassaden schon lange keinen neuen Anstrich mehr erhalten hatten. Keine Spur von den weißblauen Häusern, die Postkarten zierten. Neben einigen Kirchtürmen fiel auch ein hohes Minarett ins Auge, das zu einer ehemaligen Moschee aus der osmanischen Zeit gehören musste.

Der Kapitän vollführte ein elegantes Manöver, mit dem er das Schiff im ziemlich kleinen Hafenbecken scharf abbremste und in einer Pirouette 180 Grad um die eigene Achse drehte, so dass es schließlich mit dem Heck anlegte. Eine Gruppe bärtiger Männer, die neben mir standen, nickte anerkennend: »So ein Kunststück, das können in der gesamten Flotte nur ganz wenige.« Ich ging zum Unterdeck, wo sich vor den geparkten Lastwagen bereits die Ausstiegswilligen versammelten, einige auf Mopeds, die meisten zu Fuß. Kinder und Greise, Handwerker, Liebespaare und orthodoxe Popen – geduldig warteten wir im Halbdunkel, bis sich die Heckklappe öffnete und senkte.

Es war ein magischer Moment: Das Sonnenlicht drang in den Frachtraum, erst von oben und dann von vorne, und eine neue Welt tat sich auf. Auch die routiniertesten Inselbewohner, da war ich mir sicher, mussten noch ein wenig von diesem Zauberschaudern empfinden, das mich überkam, als ein Matrose das Absperrseil wegzog und wir Wartenden uns über die Heckklappe an Land ergossen, eiligen oder ehrfürchtigen Schrittes wieder festen Boden betraten, für mich ein Neuland, eine unerforschte Insel.

Es war dieses diffus berauschende Gefühl, verstärkt durch die Morgensonne, das mich augenblicklich bewog, meine Pläne zu ändern. Die Fähre zur türkischen Küste und nach Izmir konnte warten – erst wollte ich einige Tage auf Chios verbringen und die Insel erkunden. So schulterte ich meinen Rucksack und marschierte an der Kaimauer entlang. Hier lag neben einigen Fischerbooten ein Patrouillenboot der französischen Marine vertäut, die *Jean-Francois Deniau* aus Toulon. An seinem Mast wehte unter der Trikolore ein Banner von Frontex, der EU-Grenzschutzorganisation, einige Matrosen schrubbten gelangweilt das graustählerne Deck.

Obwohl es noch früh am Morgen war, waren die Cafés am Hafen bereits gut gefüllt. Alte Männer nippten an Teegläsern, rauchten Zigaretten und spielten Tavla, das Backgammon des ägäischen Raums. Verschlafene Teenager fuhren mit ihren Scootern vor, selbstverständlich ohne

Helm, um ihren ersten Espresso freddo zu trinken. Ich beschloss, meine Ankunft mit einem türkischen Kaffee zu zelebrieren, der hier natürlich griechischer Kaffee hieß. Dabei war die Zubereitung, das langsame Aufkochen des Kaffeepulvers in einer Mokkakanne, absolut identisch, ebenso die Bohnensorte und die kleinen Tassen. Die osmanischen Türken hatten den Kaffee einst auf den Balkan und bis nach Wien gebracht, aber auch Kaffeekultur ging inzwischen mit dem nationalistischen Zeitgeist, und so hieß derselbe Kaffee in Tirana albanischer und in Sofia bulgarischer Kaffee. Sogar im kosmopolitischen Sarajewo, wo sich der Begriff des türkischen Kaffees am längsten gehalten hatte, steckte mittlerweile ein bosnisches Fähnchen im Sud. Dies war umso absurder, als die Bohnen selbst, egal wo man seine Tassen trank, vermutlich aus Indonesien oder Kolumbien stammten.

»Woher kommen Sie?«, fragte der Kellner, als er meinen Kaffee brachte.

»Aus Deutschland«, antwortete ich lächelnd.

»Ah, ein Schäuble«, sagte er und ging weiter.

Etwas perplex sah ich ihm nach. Die Finanzkrise war schon einige Jahre her, aber offenbar unvergessen. Immerhin hatte er mich nicht Hitler genannt.

Am Nachbartisch saßen einige Männer, die ihr Kartenspiel unterbrochen hatten und den Kellner fragend ansahen. *»Germanós«*, sagte er. Sie nickten und spielten

weiter, ohne noch einmal herüberzusehen. Gut, dass wir drüber gesprochen haben, dachte ich, trank die Tasse aus, legte eine Münze auf den Tisch und ging weiter.

Am südlichen Ende des Hafenbeckens stand eine Reihe neo-klassizistischer Gebäude. Sie mussten aus der Zeit nach 1913 stammen, dem Jahr, in dem das Osmanische Reich die ostägäischen Inseln wie Chios an das griechische Königreich abtrat. Das moderne Griechenland hatte zwar bereits im Jahre 1830 seine Unabhängigkeit von den Osmanen erlangt, umfasste aber über viele Jahrzehnte nur einen kleinen Teil des heutigen Staatsgebiets. Erst infolge der Balkankriege von 1912 und 1913 wurde das bitterarme Königreich um Makedonien, Kreta und viele ägäische Inseln erweitert.

Ich kam vor einer alten Villa zum Stehen. Von den Säulen blätterte bereits die weiße Farbe, die meisten Fenster waren mit Holzläden verdeckt. An einem schmiedeeisernen Zaun, hinter dem Narzissen blühten, hing ein rostiges Schild: Hotel Kyma. Ich sah mich um. Gleich nebenan stand das Chandris, ein modernes Luxushotel mit Pool und Balkonblicken über den Hafen. Dagegen wirkte das Kyma wie eine Bruchbude. Wessen ästhetisches Empfinden allerdings vom morbiden Charme Osteuropas der 1990er Jahre geprägt wurde, der konnte nur hier eintreten.

Der Empfangsraum war schummrig, die Wände eichengetäfelt, mit großen Ölgemälden von Segelschiffen.